



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

v. G.: Ein Blick auf die Berliner Kunstausstellung : von einem Reisenden.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Blick auf die Berliner Kunstausstellung.

(Von einem Reisenden.)

Sollen die Journale der wahrhafte Ausdruck der Zeit sein, so muß ich Ihnen wirklich das traurige Compliment machen, daß Ihre Zeitschrift dieser Anforderung ganz und gar entspricht. Sie bringen einen langen philosophirenden Artikel über die Gewerbeausstellung und kümmern sich den Teufel um unsere Kunst. Parbleu! Sind Sie wirklich so ganz und gar zeitgemäß? Ich will diese Blame von Ihnen nehmen, indem ich Sie wenigstens auf die Glanzpunkte der diesjährigen, an Rahmen so reichen und an Kunst so armen Kunstausstellung aufmerksam mache.

Gleich im ersten Saale ein großes herrliches Bild: Maria Stuart nimmt Abschied von ihren Lieben. Welche herrliche Gruppierung! Anna Kennedy, die treue Amme allein, wagt es, die halb verklärte Maria zu umfassen mit dem schmerzlichsten Ausdrucke einer Mutterseele, als könnte sie sie von dem fürchterlichen Gange zurückhalten. Ein Hofräulein blickt zurück und erstarrt wie Niobe. „Der Henker steht vor der Thüre.“ Welche Kraft und welcher männlicher Schmerz liegt in der Stellung des jungen Schotten rechts! Er ist so schön, wie ein Scott'scher Held aus den Hochlanden. Was aber eine verklärende Milde über das ganze Bild ausgießt, ist der kleine blonde Knabe, der rechts von Maria kniet und, wie zu einer Heiligen, zu ihr aufblickt. Man sieht es ihm an, er gehört zu einer alten katholischen Familie Schottlands und ist gewöhnt, vor Madonnen zu knien. Oder soll in ihm die Nachwelt verstümlicht sein, die Maria Stuart immer nur im Kerker und auf dem Schmerzenswege sieht und gerne ihre Sünden vergißt? Ich kenne Volkhart nicht, aber nach diesem ersten Bilde stelle ich ihn dem großen Venetianer

Heyez an die Seite. Des Letztern „beide Foscari“ und Maria Stuart von Volkhart sind die letzten Scenen großartiger Trauerspiele. Wer wird da noch nach Technik fragen und nach anderweitigen Zuthaten?

Ary Scheffer's, des Franzosen, „Laßt die Kleinen zu mir kommen,“ ist das deutscheste Bild in dieser Ausstellung. Diese Romantik, diese tiefe Mystik ist keinem Franzosen eigen. Das ist ja wie eine Phantastie Leopold Schefer's, oder wie ein Lichtbild aus den Träumen von Novalis! Diese Luft weht eben so wenig in deutschen Wäldern, als auf den Fluren von Damascus. Das ist Luft des Himmels. Werden deutsche Journalisten nach diesem Bilde noch lange herumstreiten, ob Ary Scheffer Franzose ist oder Deutscher? Wie lange sah ich Bettina vor diesem Bilde stehen! Wie der Heiland da liegt im Palmenschatten, die Kindlein alle herangelaufen kommen, auf ihm herumklettern und mit dem Gottmenschen so vertraulich spielen; wie die Mütter, an die Bäume gelehnt, liebend auf ihn hinüberblicken, da begreift man auch, wie die Kinder der alten Welt in seine Arme liefen und gläubig den balsamischen Worten horchten. — Gleich daneben hängt ein Horace Vernet. Das ist ein Franzose, wer wollt' es läugnen? Eine Scene aus dem Giaour von Byron. Die wilde Gluth, die Pracht, orientalisches Feuer neben moslemitischem Sklavenphlegma, sind vortrefflich ausgedrückt; das ist noch der alte Horace Vernet mit allem Bestechenden, mit allen theatralischen Effecten, den ich in dem kleinen Bildchen: eine Schlittensfahrt, gar nicht wieder erkannte. Das kennen ja auch unsere Düsseldorfser, und hat der Künstler nichts Bedeutenderes von seiner russischen Reise mitgebracht, war er unglücklicher, als sein Landsmann Custine, oder hat sich sein Pinsel von der Petersburger Gastfreundschaft bestechen lassen und schweigt? Da ist Elise Baumann viel aufrichtiger. Diese geniale Frau malt das polnische Elend im Jahr 1831 so ergreifend, so erschütternd, wie Mickiewicz in seinen herrlichsten Gedichten. Die beiden „flüchtigen polnischen Familien“ gehören zu dem Schönsten der Berliner Ausstellung; ja wir leben in der Zeit der weiblichen Genies, das beweist Elise Baumann mit ihrer Collegin, deren Namen ich leider vergessen habe. Die „Iphigenia“ und die „Esther“ der letzteren tragen dazu bei, daß die Ausstellung nicht eine so ganz und gar

ärmliche ist. Freilich hörte ich die verständigen Berliner die Mangelhaftigkeit der Technik, die „Schwäche des Pinsels“ tadeln, aber das ist bei Frauenbildern so hergebrachte Phrase. Elise Baumann malt mit einer Kraft, einer Kühnheit, wie wir sie manchem süddeutschen, oder nach Norden übersiedelten Maler wünschen würden; dann fielen gewisse Bilder nicht so hölzern und polirt aus. Die Malerei der „Esther“ und der „Iphigenia“ ist so antik, daß die Nazarener Geschmack, Farbe, Reinheit des Styls und Objectivität der Anschauung von ihr lernen könnten, wenn sich dergleichen überhaupt lernen ließe. — Elise ist aus Polen.

Niedel's „Stalienerin mit den beiden schlafenden Kindern“, von denen das eine auf ihrem Schooße, das andere neben ihr auf dem Boden ruht, könnte Stunden lang den Beschauer fesseln. Wo sieht er eine schönere Idylle, wo eine zartere Sehnsucht, wo ein glücklicheres Kinderalter ausgedrückt! Wie die schöne Mutter hinausfiehet auf das Meer, gewiß ihren schönen geliebten Gatten erwartend, wie ihr Mund lächelt, ihr Busen sich hebt, erinnert man sich an Waiblinger's Verse:

Und nicht so schön erhoben sich die Wellen
Und sanken, als ich ihren jungen Busen,
Das dünne Kleid sah auf- und niederschwellen.

Ja Niedel erscheint mir, wie die deutschen Poeten, z. B. Platen, Waiblinger, die nach Italien zogen, wohin sie ihre deutsche Sehnsucht trieb, und wo sie die schönsten Formen für die Ausbrüche ihres Gemüthes fanden. Wie ganz anders malte Niedel und wie ganz anders sangen Platen und Waiblinger, hätten sie nie Italien gesehen!

Der „Einzug Bernhard's von Weimar in Breisach“ ist ein großes Bild, und von dem gewiß noch jungen Maler ist Viel, sehr Viel für die Historienmalerei zu erwarten; bis jetzt aber weiß er mit der Fülle von Kraft, mit seiner Masse von Gestalten noch nicht ökonomisch genug umzugehen; er überschüttet mit Motiven, wirft seinen Reichthum mit vollen Händen hin und läßt sich von Nebendingen verleiten, daß er die Hauptmomente vergißt. Zur größeren Belebung des Bildes fehlt übrigens der Firnis. Auch dieses hoffnungsvollen Künstlers Namen habe ich vergessen; in einigen Jahren wird dies Niemandem mit ihm passiren. — „Betr des Dames“, so arm an Gestalten, so sehr einfach es auch als historisches Bild ist, ver-

räth doch in jedem Zuge seinen großen Meister Biefve. Die Gesichter der beiden Damen, die einander so starr und ernst ansehen, sagen es deutlich, daß sich hier zwei große starke Männergeister in Frauenköpfe verirrt. Sieht der eine Kopf nicht aus wie ein weiblicher Granvella? Mit diesem Bilde, glaube ich, wollte Biefve, im Gegensatz zu seinem großen berühmten Bilde, zeigen, wie mächtige Effecte er mit wenigen Farben, mit wenigen Pinselstrichen, mit zwei starren, einförmigen Figuren hervorzubringen vermöge.

In dem Carton „der Kindermord zu Bethlehem“ weiß der mir unbekannt Künsler das Graße, Schauerliche seines Gegenstandes durch unendlich viel Poesie zu mildern, ja gänzlich zu verhüllen. In welchen mannichfachen Gestalten und Gruppierungen stellt er den Schmerz der unglücklichen Mütter dar! Man vergißt die Schrecken des fürchterlichen Mordes und denkt nur den Urtiefen des Muttergefühls nach, das sich hier auf hundertfache, aber stets verschiedene Weise offenbart. Der hat von den Alten gelernt.

Achenbach's Landschaft führt uns wieder in die Schauer des Nordens. Darin ist er Meister, ein Steffens in Farben. Das ist der Schauplay der uralten skandinavischen Helden, das ist die erstarrte Natur, das erstorene Italien. Einige Raben, die er immer in seinen Bildnissen anzubringen weiß, erscheinen stets wie der incarnirte spiritus loci.

Gudin's Marine ist eben so kühn in ihrer Neuheit, wie großartig in ihrer Durchführung. Das Meer in seiner ursprünglichen Freiheit, als nicht einmal die Spielzeuge der Menschen, die Schiffe, seine himmelanstrebende Brust genirten, als noch keine Möve mit ihrem krächzenden Lied seine Musik störte, als bloß der Geist Gottes über den Wassern schwebte. Man würde die Idee für unausführbar, für den Traum eines Grabbe halten, — aber man stehe nur eine Minute davor und man wird die Unterschrift selber finden. So sprechend blickt aus den Farben der Gedanke des Künstlers Ihnen entgegen. Doch ich erinnere mich, daß bereits Ihr Berliner Correspondent dieses Gemälde Ihnen beschrieben hat.

Sehen Sie, dies ist Alles, was bei mehrmaligem Durchwandern dieser räumlich ungeheueren Ausstellung einen bleibenderen Eindruck auf mich gemacht, eine Erinnerung in mir zurückgelassen hat. Sie werden nicht verlangen, daß ich auch noch alle die Porträts hoher, höchster und

allerhöchster Herrschaften, die Duzenlandschaften, die geistreichen „Pferdeschwimmen“ und andere Genrebilder, die zahllosen Lithographien und andere Kunstwerke mustere, die wohl eher auf der Industrieausstellung an ihrem Platze gewesen wären. Nur einige Bemerkungen oder vielmehr unmaßgebliche Fragen werden Sie mir zum Schluß gestatten.

Was heißt eine Berliner Kunstausstellung? Verdient Berlin die Ehre, eine Ausstellung in seinen Mauern eine Berliner Ausstellung nennen zu dürfen? Wenn die bedeutendsten Bilder aus weiter Ferne hierhergeschickt und zum Verkauf ausgestellt werden? Ist das nicht eher eine Bildermesse zu nennen?

Oder soll man das eine deutsche Kunstausstellung tituliren, wo von Lessing, Kaulbach, Veit, Cornelius, Führich, Bendemann u. A. auch nicht ein Pinselstrich zu sehen ist? Wo vielmehr der größte Theil der guten Leistungen ausländischen, d. h. nicht etwa nichtpreussischen, sondern wirklich ausländischen, französischen, belgischen oder polnischen Händen verdankt wird; wo nur die Mittelmäßigen, die Kummeltürken, die auch im Geiste nicht weit her sind, das künstlerische Vaterland repräsentiren?

Endlich, was soll man zur deutschen Einheit sagen? Die einzige Einheit, die uns weder von der Aengstlichkeit des Bundestags, noch von russischen und römischen Noten gestört wird, ja die man uns doch selber als die einzig „wahre und ausführbare“ anpreist, soll ja die des Geistes, der Wissenschaft, der Kunst sein. Und Ihr, o Wien und o Berlin, könnt Euch nicht einmal auf der Leinwand vertragen? Warum zeigt sich auf der Berliner Kunstausstellung nicht ein einziges Gemälde aus Wien? Es ist wahr, die Wiener haben ihre eigene Ausstellung. Aber würde es nicht sowohl das Interesse der Kunst, wie das Einheitsgefühl und das Renommée der Künstler fördern, wenn die Berliner ein Mal in Wien und die Wiener in Berlin gastirten? Fürchten die Maler, daß ihre Kinder von den Douaniers des Zollvereins belästigt werden könnten? Aber es haben ja Wiener Handschuhe in Unzahl auf der Gewerbeausstellung figurirt. Oder soll man denken, daß die Industrie wirklich besser die Bedürfnisse der Zeit versteht, als die Kunst und daß dieser nur ihr Recht wird, wenn sie jetzt überall ihrer prosaischen Stiefschwester weichen muß? v. G.